

ab er es vorzieht, sich eine Zeltung von uns abzusondern, allein zu reisen, gleichviel wohin? So schmerzlich und beunruhigend es mir wäre, ihn gerade in solcher Verfassung sich selbst zu überlassen, ich würde es über mich gewinnen und gern alles tun, dazu beitragen kann, ihn von der rätselhaften Last, die ihn zu Boden drückt, zu befreien. Nicht wahr, Sie kommen? Sie lassen mich nicht warten? Gewiß wird auch er sich freuen, Sie zu sehen. Ich verpfehle mir viel davon, wenn Sie mit ihm reden und sich seiner annehmen.“

Selbstverständlich eilte ich sofort hinüber. Herr Sengel ist nicht zu Hause, höchst es, aber die gnädige Frau lasse bitten. Sie war nicht gleich zugegen und ich fand an ihrer Stelle im Wohnzimmer zunächst die Knaben vor, die über ihre Hefte gebeugt, sich gegen leicht Aufgaben abhürten. Bei meinem Eintreten sprangen sie höchst auf und reichten mir, wenn auch nicht ganz so unbesangene wie sonst, die Hand.

Ich setzte mich zu ihnen und interessierte mich für ihre Arbeit.

„Ihr spielt wohl wieder einmal Schiller und Pöhrer in einer Person?“ fragte ich scherzend. „Nicht wahr, so geht es am Stottersten vorwärts?“

„Wir machen es sehr immer so,“ sagte Werner mit einem betrübnen Lächeln, „Papa hat wenige Zeit für uns. Er hat viel anderes zu denken. Aber wir wissen schon, wo wir hinzufahren haben.“

Der Kleine sagte trauerlich hinzu:

„Mit Papa zusammen wäre es schöner. Nun geht es aber auch ohne ihn.“

„Ihr müßt ihm nur von Zeit zu Zeit erzählen, wie weit ihr gekommen seid und ihn bitten, daß er euch erklärt, was ihr etwa allein nicht recht verstehen könnt.“

Werner schüttelte resigniert den blonden Vordachkopf:

„Ach nein, Herr Karlen, damit dürfen wir Papa nicht kommen. Er hat oft Kopfschmerz, der arme Papa, und alle Fragerei macht ihn nervös.“

Als wir von den Hefen aufblickten, stand Frau Karla neben uns, starr in den Büchern über den Schreibtisch und nahm mich gleich hinüber in ihren Salon. Ich sah, daß sie gewohnt hatte. Mir wurde ganz schwarz vor weichen Mitleid beim Anblick ihrer sanften, von Stummheit so schwer beladenen Augen. Ihr schmalere, ungesundlicher Kindermund suchte, als sie vergebens nach Worten rang.

Sie nahm einen Buchstempel, gelber Marshall-Nelken-Rosen, der vor ihr in einer Vase auf dem Tische stand, verzug ihr Antlitz darin und stammelte bewegt:

„... von ihm, von Roderich! So lustig er... so bemüht er sich... hilflos... wie um Verzweiflung.“

Ich kam auf ihren Brief zu sprechen. Sie wußte dessen Inhalt nichts hinzuzufügen. Aber dann ergab es sich, daß Roderich seit gestern sich fast immer außer Hause aufhielt, sie wußte nicht wo. Zu Tisch war er heute überhaupt nicht beigekommen. Er hatte nicht bei ihr, aber bei den Dienstboten sein Ruwert abbestellt und die Zeit seiner Heimkehr unbestimmt gelassen.

Eine lange Weile sahen wir uns schweigend gegenüber. Ich war über mich selbst ergrimmt, daß ich so gar keinen Trost für sie wußte. Indes, was hätte ich ihr auch sagen oder vortauschen sollen, ohne den Punkt zu berühren, der allein Aufschluß über Roderichs innere Lage geben konnte! Das durfte ich unter keinen Umständen Erwähnung tun, und alles andere wäre leeres Gerede gewesen.

Als sich drüben zwischen glänzenden Sonnenblenden ein rauher Vorfühlungssturm erhob, der förmigen Schnee gegen die Scheiben warf, entrang sich ein Sorgenvoller Seufzer:

„Bei solchem Wetter irrt er nun ziellos durch den Wald und über die kalten Felder. Denn dessen bin ich gewiß, daß er keine Goshfremdbild mehr in Anspruch nimmt und auch sonst kein Dobbach mehr verträgt außer dem wolfschwarzen Himmel.“

„Wir werden ihn wohl am besten gewahren lassen,“ wachte ich zu bemerken, „bis irgendein neuer freundlicher Einbruch ihn seiner gesunden Natur zurückführt.“

Wir wurden einer weiteren Verlegenheitspause entzogen; denn in diesem Augenblicke ertönte Roderichs Schritt im Korridor. Er nahm ich seine Zeit, den Schnee und Schlamm

von den hohen Schafstiegen zu kramen und kam herein zu uns in einer nervösen Hast, die einen festlichen Gegenstand bildete zu dem langen Umherstreifen in Wind und Wetter. „Ach, sieh da, Karlen,“ rief er mit einem Anflug seiner früheren Jovialität. „Sie machen sich rar. Aber das liegt wohl mehr an mir und meinen Absonderungsgefühlen. Nun, dafür doppelt willkommen!“

Seiner Frau küßte er etwas allzu förmlich die Hand: „Guten Tag, mein Schatz! Du hast mit dem Essen hoffentlich nicht auf mich gewartet? Ich hatte einen ausgebreiteten Spaziergang vor.“

„Ja, ich wußte davon,“ antwortete sie schüchtern, indem sie ihm mit mütterlich lauemem Griff das zerwusste Haar aus der gestrichelten Stirn strich. „Du wirst Hunger haben, sollte ich meinen. Oder hast du vielleicht in Gasthof einen Bissen zu dir genommen?“

„Nein. Wozu? Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Es hat seinen Zweck, den lästigen Leib mit regelmäßiger Nahrung zu verwöhnen.“

Wieder zu mir gewandt, sprudelte er hervor: „Geistige Nahrung, mein Freund... Gedanken, Einfälle, Diskussionen... das ist es, was uns stündlich notwendig. Ansonsten verkommen wir und gehen im niederdrückend materiellen unter.“

Frau Karla erhob sich, ihm nachträglich noch eine Kleinigkeit auftragen zu lassen. Er schlug es ihr einflüchelnd ab:

„Gingegen, wenn du etwas für mich tun willst, so bitte ich um ein paar gute Flaschen Abwehnen, bei denen mit Herr Karlen Gesellschaft leisten muß. Ja, sei so gut und stelle sie uns in mein Arbeitszimmer. Ich will mal sehen, ob ich noch zu zehren verstehe und Herr Karlen sich als S... mit fortziehen läßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Sterbestunde.

Novelle von Richard Kies. (Nachdruck verboten.)

Das Zimmer war verdimmt. Man hatte die hiesigen Vorhänge vor die Fenster gezogen, und nur mattgedämpft konnte das Licht der hellstrahlenden Julsonne in das Schlafzimmer dringen. Dort herrschte Totenstille. Man konnte den Atem der fünf Menschen, die schweigend das Bett des Vaters und Gatten umstanden, hören. Wie in der Nacht. Und doch war es heller Sommermittag.

Die Rudusuhr an der Wand tickte, und ihre Zeiger rüdten gleichmäßig vor. So heute wie gestern. Und als dann die Stunde um war, öffnete sich oben ein Türchen, und der Rudus kündete die Zeit an.

Der grelle, helle Ton des Uhrwerks durchschnitt die Stille wie ein Dolchstich, dessen Wunde sich sofort wieder schloß. Die Menschen im Krankenzimmer zuckten gleichgültig zusammen, als der Rudusruf der Uhr ertönte — und dann war wieder alles still. Keiner wagte, sich zu bewegen.

Keiner wagte, selbst durch das leise Geräusch den geliebten Sterbenden zu stören, der lange Jahre mit ihnen gelebt hatte, der, so lange sie denken konnten, bei ihnen gewesen war. Es war ein qualvoller Abstieg.

Nur um Minuten konnte es sich noch handeln, das hatte der Arzt gesagt, als er vor einer Viertelstunde gegangen war. Nur wenige Minuten noch. Das wußten sie alle, die da saßen. Die Mutter, die jede Bewegung des Kranken verfolgte und ihm starr ins Gesicht schaute, als erwartete sie noch ein Wort von ihm, ein Geheimnis, das er ihr vielleicht lange Jahre hindurch verborgen hatte und das nun seine Sterbestunde offenbaren sollte. Die jüngere Tochter, die ihren Kopf in den Händen verzug und an ihrem Kopfschmerz, um den heillosen Schmerz durch den körperlichen zu betäuben. Der Sohn, der bei der Schwelger stand und seine Hand auf ihr Haupt legte, um sie zu trösten, während er selbst seine Tränen zurückdrängen mußte. Aber er durfte seinen Schmerz nicht zeigen. Ein Mann war er über Nacht geworden. Mit seinen fünfzig Jahren.

Die ältere Tochter sah nicht am Bette des Vaters. Ihre

Augen schweifen an der Decke des Zimmers umher. Dann zählte sie die Schnürkel des Tapetenmusters. Sie durfte sich ja nicht aufregen. Trug sie doch die Verantwortung für ein anderes Geschöpf zugleich, dem sie in wenigen Tagen das Leben schenken sollte.

Die junge Frau kramte den Schmerz, der sie immer und immer wieder übermannen wollte, gewaltsam in. „Nur keine Erregung!“ hatten ihr Mann, ihr Arzt gesagt. „Ja: Nur keine Erregung.“ Sie kam sich fast fremd vor in der Umgebung ihrer Familie. Was hatte sie hier zu suchen bei den Weinenden und Trauernden? Sie sollte in ihrem Boudoir sitzen und im Geiste ihr Kind streichen, o, ihr geliebtes Kindlein! Doch wenn dann ihr Bild auf dem Sterbenden fiel, dann hätte sie aufstöhnen müssen und fortliegen. „Mein Kind soll nie sterben! Niemals!“ flüsterte sie, indem sie kaum die Lippen bewegte. ... Frau Gertrud hatte überhaupt erst ganz zuletzt erfahren, wie es mit dem Vater stand. Geahnt hatte sie es wohl, wenn ihr Gatte die halben Nächte hindurch bei dem Kranken geblieben war. Und vorgestern hatte sie den Vater ganz munter verlassen. Und als sie gestern ihren Mann nach dem Befinden des Kranken gefragt hatte, da hatte er zwerfisch mit dem Kopfe genickt.

Und nun war es so plötzlich geschehen.

— — — Erst am frühen Morgen war ihr Gatte heute nach Hause gekommen, und auf ihre gewohnte Frage hatte er geantwortet: „Es geht zwar nicht besser, aber doch nicht hoffnungslos.“ — Da war sie wieder eingeschlafen, und als sie nach einigen Stunden erwacht war, da hatte ihr Mann neben ihrem Bette gestanden und ihre Hand ergreifen, gesagt: „Trübel, komm! Wir wollen zum Vater.“ Und dann waren sie beide in einer Droschke zu dem Kranken gefahren. Und unterwegs hatte er nach langem Schweigen ihre Hand gelüßt und gestillert:

„Trübel, sei meine starke, kleine Frau. ... Trübel, Dein Vater ist schwer, schwer krank!“

Und als sie dann mit zitternder Stimme bebend gefragt hatte: „Ist — keine — Hoffnung — mehr?“, da hatte er leise das Haupt geschüttelt. Und sie wäre beinahe umgefallen.

Sie fragte nur noch: „Ist — es — schon aus?“

Und der Gatte erwiderte: „Seit gestern abend liegt er bewußtlos im Todesstampe.“

Dann hatte sie nichts mehr gesagt. Sie sah ihres Mannes Arm und drückte ihn so fest, daß ihre Nägel sich in sein Fleisch bohrten.

Und der Mann hatte nur immer gesagt: „Sei stark!“

Und dann hatte er von dem unabweisbaren Schicksal gesprochen, das jedem bevorsteht, von dem größten Schmerze der Jugend eines jeden Menschen, dem Verlaufe der Eltern.

Da bat sie ihn, zu schweigen, und schluchzte laut auf. Darauf hatte sich ihr Gatte zu ihrem Ohr gebeugt und wieder gestillert:

„Sei stark! Du müßt stark sein! Denke nur, daß auch das kleine Geschöpfchen, unser Mädchen, Deinen Schmerz mit Dir leiden muß!“

Da war sie ruhig geworden und hatte sich wiedergefunden. Und ruhig war sie ins Krankenzimmer getreten, hatte die weinende Mutter und die Geschwister gelüßt und sich dann an das Bett des Vaters gesetzt und ins Antlitz des Kranken geschaut, das so ruhig und ernst aussah wie in gesunden Tagen.

Frau Gertrud überdachte diese letzten Stunden, als sie am Sterbelager ihres Vaters saß. Bisweilen küßte sie sich und küßte seine Hand. Und dann küßte sie wieder auf, wenn der Schmerz kommen wollte, und zwang ihn gewaltsam wieder. Und dann kamen wieder Augenblicke, wo ihr mütterlicher Egoismus sich gegen das Schicksal aufbäumte, das sie zwang, ihre Gedanken von ihrem Kinde abzulenken, das sie zu Nummer und Sorge zwang, während doch ihr Herz im tiefsten Innern voll war von Freude und Hoffen.

Und sie dachte an das kleine Geschöpfchen. Sie sah sich mit ihrem Kinde im Arm, sah sich, wie sie sie küßte, kleine Bündel leicht hin und her schaukelte und dabei leise Melodien sang, während ihr Bild über die vom Abendrot vergoldeten Baumtronken ihres großen Gartens flirrte. Und dann küßte sie das in sanftem Schlummer eingelullte Baby und legt es in den Wagen zurück. Und deckt es beschützend zu. — —

Und weiter dachte sie: Sie sah ihren Anaben in späteren

Jahren, wenn er schon großer ist und versteht, was man ihm sagt, in Dämmerstunden bei ihr auf dem Sofa sitzen oder zu ihren Füßen lauern, und sie erzählt ihm schöne Geschichten, die goldenen Märchen der Kindheit, vom Schneewittchen und Dornröschen und von den bösen Riesen und den edlen Feen und den gütigen Gnommen. Ja, sie wollte das Herz des Kindes für alles Gute und Edle empfänglich machen! Wie wollte sie seinen Geist bilden und ihn Herz! Wie wollte sie in ihm aufgehen, in ihrem Kinde, ihrem Kinde!

Und mit einem Lächeln in ihren Wangen ließ sie den Bild sinken und sah den sterbenden Vater, sah die weinende Geschwister. Und sie kam sich fast wie eine Sündenin vor mit all ihren Lebensgedanken. Und jetzt sah sie sich an die Brust ihres Gatten, der bei ihr stand und sie streichelte, Sie aber flüsterte:

„Das ist zu viel! Zu viel Schmerz! Ich weiß nicht, was ich denken, was ich fühlen soll! Hier das Mysterium des Todes und in mir das Lebens!“

Und der Gatte beugte sich nieder und flüsterte:

„Wir wollen das Kind im Sinne des Ehemannes erziehen, der da von uns geht. So setzen wir sein Lebenswerk fort und erfüllen es.“

Da richtete sich die junge Frau auf und machte wieder an ihr Kind denken, und sie küßte unter Tränen. Trüßte die Hand ihres Mannes und sagte:

„Ja, das wollen wir!“ — — —

Da — plötzlich — der Sterbende bewegte sich — ganz kurz — nur wenige Schanden. Ein Zittern schüttelte seinen Leib — dann gibt er einen leisen Laut von sich — ein Wächeln — gleichsam ein Aufatmen, ein befehltes Aufatmen — und u! der zuckt der Körper und hebt sich ein wenig — und fällt hart in die Kissen zurück.

Der Schwiegerjohn trat an das Sterbebett und drückte dem Toten die Augen zu.

Die Mutter, die Schwester und der Bruder hatten sich erhoben und jede Bewegung des Sterbenden verfolgt. Nun sanken sie einander in die Arme, und ihr Schmerz löste sich in heiße Tränen auf.

Zu seiner jungen Frau trat der Schwiegerjohn und drückte ihr schweigend die Hand.

Frau Gertrud war im Bett niedergesunken und presste die Finger vor die Augen. Sie weinte nicht, sie fühlte ein dumpfes Schmerzgefühl, das keine Träne duldet.

Und wie sie so im Dunkeln dahingab und nichts sehen konnte, taugten vor ihr Bilder auf. Sie sah die Hände sinken und richtete sich auf, und ihr freier Will war über den Toten und die Trauernden leuchtend ins Weite gerichtet.

Bunte Zeitung.

Das Recht am Kunstwerk. Kürzlich wurde in London ein Prozeß verhandelt, den ein bekannter Maler gegen den Besteller eines Bildes angezettelt hatte, und der die Frage erneut aufstellte, ob das Eigentum eines Bildes dem Besteller das Recht gibt, eigenmächtig ein anerkanntes Kunstwerk zu zerstören. In dem genannten Prozeß hatte der Besteller das abgelieferte und von ihm bereits bezahlte Bild dadurch vernichtet, daß er den nach seiner Meinung ähnlichen Kopf zurückbehielt, den Rumpf aber dem Maler zurückgab. Der vielbesprochene Fall hat in der Vergangenheit ein bekanntes Gegenstück. Barbara Willers, die Herzogin von Cleveland und die berühmteste der verchiedenen Geliebten Königs Karl II. von England, hatte sich bereit gefunden, dem verdamnten niederländischen Maler Sir Peter Paul, den Karl II. zum Ritter geschlagen hatte, als Venus Modell zu stehen. Sie ließ sich zu diesem Zwecke nadend auf einem rot ausgelegten Bett nieder. Das Bild war ein Meisterwerk, das auch unter die Sammlung der bekannten Schönheiten von Hamptoncourt, dem Hofe Karls II. aufgenommen wurde, und das sich in der Familie der Herzogin von Cleveland weiter befindet. Einer der Nachkommen der berühmten Schönheit hatte aber an die Witte des vorigen Jahrhunderts einen Verlangen genommen, daß keine Frau in so schamloser Weise sich allen Blicken preisgab, und er hatte beschloffen, das Kergernis zu befeitigen. Obwohl er sich stark darüber war, daß er damit ein großes Kunstwerk vernichtete, schritt er, trotz den Bitten seiner Freunde, und der Verkümmelung Abstand zu nehmen, Kopf und Schuftern aus der Leinwand heraus, und

